★ ★ ★

## Das Kind und die Familie.

Was bietet die Familie dem Kinde? Vor allem etwas, was nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: die Mutterliebe. Ihr muß das hohe Lied gesungen werden. Ohne sie würden Millionen Kinder mehr frühzeitig ins Grab sinken, ohne sie würden hunderttausende Kinder mehr frühzeitig verderben und Schädlinge der oder Rächer an der Gesellschaft werden, die sich um sie so gar nicht bekümmert hat. Aber so Großes die Mutterliebe vollbringen kann, so unbegrenzbar ihre Opferfreude, ihr Hilfswille, ihre Hoffnung, ihr Vertrauen ist, alles vermag sie doch auch nicht. Vor allem vermag die Mutterliebe sehr oft nicht die Unerfahrenheit, die Dummheit, die Irrlehren zu besiegen, die oft auch diese Mutter auf den Weg mitbekommen hat. Träfe die Menschmutter nicht so wie die Tiermutter oft instinktmäßig das Richtige, so würden Unerfahrenheit und Irrmeinungen noch mehr Unheil stiften. Die Ursache, daß die Mütter so wenig wissen, ist eine soziale. Die Gesellschaft hat alle möglichen Schulen, die allgemeines Wissen vermitteln, geschaffen, sie hat für viele Zweige menschlicher Hand- und Kunstfertigkeit, der Technik, der Wissenschaften, des Handels und Verkehrs Fachschulen errichtet — nur gerade Mutterschulen kennt die Gesellschaft nicht. Wie ein Sessel zu bauen ist, das wird in Fachschulen gelehrt. Wie ein Kind von der Mutter zu betreuen ist, das lehren wir unsere Töchter nicht. Hie und da gibt es eine fürsorgliche Mutter, die ihre heranwachsende Tochter auf einige Zeit in einen Säuglingskurs schickt, damit sie dort wenigstens einige Handgriffe erlerne und vor den größten Irrtümern in der Aufzucht von Kindern bewahrt

werde. Aber in der Regel werden in solche Kurse nur solche geschickt, die sich die Säuglingspflege als Beruf ausersehen haben. Aber geht eine solche Tochter nach dem Säuglingskurs in einen Kleinkinderkurs, wirft sie Blicke in die „große Schule" oder in einen Hort? Die wenigen Besucherinnen der Fürsorgeschulen ausgenommen, hat wohl keine Frau diese allerbescheidenste Gesamterfahrung vor ihrem Eintritt in die Ehe sammeln können. Die meisten gehen in die Ehe höchstens von ihren Freundinnen aufgeklärt und auch heute gibt es noch immer Mütter, die geradezu stolz darauf sind, ihre Töchter möglichst unwissend in die Ehe zu schicken. Dem Mann soll durch solche Unschuld der Beweis der Unberührtheit der Tochter erbracht werden. Wenigstens für das Bürgertum und vielfach auch noch für das Kleinbürgertum gilt dies. Anders in der Arbeiterklasse, wo schon die Enge des Beisammenwohnens den heranwachsenden Töchtern so viel Erfahrungen und Einsichten vermittelt, wo diese insbesondere in kinderreichen Familien so viel Anschauungsunterricht über die herkömmliche Aufzucht der Kinder bekommen, daß die Mutter es später kaum nötig hat, der Tochter besondere Lehren zu geben; wenn sie ihr aber welche gibt, so sind sie auch auf kein Sonderwissen gestützt, sondern nur auf den Schatz an Erfahrungen, die die Mutter selbst übernommen und den sie erweitert hat.

Aber auch der Proletarierin täte die Mutterschule bitter not, ja noch mehr, sie wie jede Frau müßte ausnahmslos ein soziales Lehrjahr im öffentlichen Dienst durchmachen, lernend und arbeitend, um später lehren und helfen zu können. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung hat den Zwang der Militärjahre hervorgebracht, die sich vorbereitende sozialistische müßte für alle jungen Menschen von 18 bis 22 Jahren ohne Unterschied des Geschlechts das soziale Arbeitsjahr im Dienste der Gesellschaft schaffen. Gegen Verpflegung und Kleidung, dort, wo Familienanschluß fehlt, auch gegen öffentliche Bequartierung und bescheidene Löhnung müßten diese jungen

Menschen in den Sozialdienst eingeführt werden und die Tüchtigsten unter ihnen gewönnen dadurch auch Anwartschaft auf Verwendung im öffentlichen Dienst. Staat und Gemeinde müßten sich ihr Beamtentum nur durch Menschen ergänzen, die das soziale Lehrjahr hinter sich haben. Sie gewönnen dadurch entsprechend vorgeschulte Kräfte für alle besonderen Hilfs- und Bewachungsdienste, für die Gesundheitspolizei ebenso wie für die Marktpolizei, für den Sicherheitsdienst, für die Schulaufsicht, für den Fürsorgedienst aller Art, von dem Mutterschutzdienst bis zur Säuglingspflege, von der Kleinkinderpflege bis zur Schulpflege und zum Hortdienst, aber sozial empfindende und handelnde Menschen auch für alle anderen Dienste. Die jungen Menschen könnten sich nach einer kurzen Einführung je nach Neigung die Dienste wählen, in denen sie den Rest des Probejahres verbringen wollen. Unerläßlich aber wäre für jeden, daß er während dieses Jahres Aufklärungen empfängt, die bestimmt sind, die einzelnen, die Familien, die Gesellschaft vorbeugend vor Ungemach zu schützen.

## Die Vorbereitung der Aufzucht.

Hätten die Mütter und ihre Töchter, von denen wir vorhin sprachen, Sonderwissen, so würden sie vor allem darauf bestehen, daß sich der Zukünftige mit dem Zeugnis eines Spezialarztes ausweist, am besten mit dem Zeugnis einer Klinik, daß er geschlechtlich völlig gesund ist und daß in dieser Richtung keine Gefahr bestehe. Stellt die Frau aber ein solches Begehren, dann ist es nur billig, daß auch sie ein solches Zeugnis beibringt, was die Frau unserer Zeit, da wir überall schon Aerztinnen wirken sehen, auch nicht mehr aus falschem Schamgefühl ablehnen kann.*) Eine solche wissende Frau — und sie soll

*) In dieser Richtung wurde vom Wiener Städtischen Gesundheitsamte 1922 ein Vorstoß gemacht. Das Amt stellt jedem, der sich meldet, ein solches Zeugnis aus. Der Anreger war Professor Julius Tandler. Es ist zu hoffen, daß die Zahl derer, die sich freiwillig solcher Ehe-

wissen, ehe sie in die Ehe tritt — würde es auch vermeiden, sich dem Manne im Rauschzustande hinzugeben. Was das allein für ein Glück für die Menschheit wäre, das könnte jeder ehrliche Mensch — ob Mann, ob Weib — ersehen, wenn er die Gelegenheit wahrnähme, in Ausstellungen und Vorträgen die Wirkung von Syphilis und Alkoholismus im Eheleben kennenzulernen, oder wenn er gelegentlich einmal eine Idiotenanstalt besuchte und dort die im Rausch erzeugten Kinder einmal vor sich sähe. Solche Einblicke müßten allen jungen Menschen eröffnet werden. Die Arbeiterbildungsvereine und die Vereine junger Arbeiter unternehmen schon heute solche Führungen in Ausstellungen, die die Arbeiter-Abstinenten-Vereine in verdienstvoller Weise schaffen, und in derlei Anstalten; aber diese Tätigkeit erstreckt sich doch nur auf die größeren Orte, vielfach nur auf die Großstädte. Insbesondere die Wanderausstellung, die der österreichische Arbeiter-Abstinenten-Bund seit Jahren immer wieder in anderen Wiener Bezirken vorführt, sollte immer auf Reisen sein, jahraus, jahrein, und ein Wanderlehrer müßte mit ihr ziehen von Industriebezirk zu Industriebezirk, um die reichen Kenntnisse möglichst allen zu vermitteln, die ihrer bedürfen. Allmählich könnte so eine Ausstellung erweitert werden. Gelegentlich einmal müßte ihr auch eine andere Wanderausstellung folgen, wie auch Wien eine während der Kriegsjahre gesehen hat: Eine Wanderausstellung über die Menschenaufzucht. Das war eine sehr lehrreiche Ausstellung und es ist schade, daß sie nun irgendwo in Kisten verstauben und vermodern wird oder daß sie, was noch schlimmer wäre, vielleicht verschleppt wurde. In dieser Ausstellung wurde mit Ausnahme der Entwicklung im Mutterleibe, die noch im dritten Kriegsjahre im Ministerium des Innern als sittengefährdend empfunden wurde, die gesunde Aufzucht prächtig dargestellt

beratung unterziehen werden, bald so anwachsen wird, daß eine solche Untersuchung und Beratung jedem Eheluftigen zur sittlichen Pflicht werden wird. Neuestens bereitet auch die Stadt Wiener Neustadt die Eheberatung vor.

und dabei gezeigt, wieviel auf diesem Gebiete von den Großmüttern und Müttern, von den „weisen Frauen" und manchmal auch von Aerzten gesündigt wird, die nicht auf der Höhe geblieben sind. Die Ausstellung war von dem alten österreichischen Ministerium des Innern veranstaltet. Das deutschösterreichische Bundesministerium für Fürsorge und Volksgesundheit hätte eine dankbare Aufgabe, diese Ausstellung wieder als eine lebendig wirkende Kraft in den Aufklärungsdienst einzureihen. Eine ähnliche Wanderausstellung müßte zur Bekämpfung der Tuberkulose zusammengestellt werden. Auch sie müßte eine Lehrschule für die jungen Leute werden. Volkstümlich die Gefahr darzustellen, die die Vererbung der Tuberkulose für die Familie und über sie hinaus für die Gesellschaft bedeutet, wäre eine Tat. Der Versuch ist meines Wissens noch nicht unternommen worden. Diese drei Volksseuchen vor allem sind es, über deren grauenhaftes Wüten die geschlechtsreif gewordene Jugend aufgeklärt werden muß: Alkoholismus, Syphilis und Tuberkulose. Sie füllen mit ihren Opfern die Kerker, Irrenhäuser und Spitäler und nirgends wird des Dichters Wort grauenhafter zur Wahrheit als hier: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Gerade als gälte es, das Menschengeschlecht ewig in den bösen Bann dieser drei Erbfeinde zu schlagen — sind alle drei Uebel erblich und mehr als normale Menschen drängt es gerade die Träger dieser Uebel zur Fortpflanzung ihres Geschlechts.

Im Kampfe gegen diese Feinde der Menschheit ist die Mutterliebe allein völlig unwirksam. Sie kann warnen, sonst aber auch nichts tun, um das Unheil zu verhüten, das sie sehenden Auges heranschreiten sieht; sie kann ihr Kind nicht vor dem Verderben bewahren, außer sie läßt es auf tragische Konflikte ankommen. Anders sieht die Sache her, wenn der Mutter öffentliche Aufklärung zur Seite steht, wenn die höheren Schulen, das Beispiel der Arbeiterorganisationen nachahmend, wenn die öffentlichen Gewalten, Staat und Kreis, wie

der Arbeiter-Abstinenten-Bund und die Guttempler, wenn die Frauenvereine wie die Krankenkassen, wenn die Jugendschutzverbände wie die Gemeinden ihre Pflicht tun und nicht nur aufklärend wirken, sondern auch sonst alles tun, um dem heranwachsenden Geschlechte die Möglichkeit gesunder Entwicklung zu bieten. Auch dafür muß das soziale Dienstjahr Raum haben. Beispiel und Aufklärung sind das einzig dauernd Wirksame. Von Gesetzen, die das Erzeugen und Verkaufen von Alkohol verbieten, ist nicht viel mehr zu halten wie von Gesetzen, die Syphilitiker oder Tuberkulotiker von der Ehe ausschlössen. Es würde dann nur die Zahl der unehelichen Syphilis- und Tuberkulose-Kinder steigen, was das Unglück eher größer als kleiner machte. Die bewußte Uebertragung von Geschlechtskrankheiten ist als strafbare Handlung (Deutschösterreichisches Strafgesetz § 335 und § 411, Gefährdung der körperlichen Sicherheit in höherem und geringerem Grade) ohnehin nach den meisten Strafgesetzen zu ahnden, aber wohl nirgends ist schwerer als hier der Nachweis zu erbringen, wer die Krankheit übertragen hat und ob es ihm bewußt war, daß er sie schon oder noch übertragen konnte. Wie wenig Polizeigewalt im allgemeinen auszurichten vermag, sieht man in den Staaten, die das allgemeine Alkoholverbot als Gesetz kennen. In Amerika sind ganz neue Industrien entstanden, die sich nur damit befassen, den Haushalten Apparate zu liefern, mit deren Hilfe sie sich selbst das Bier brauen können. Rezepte und die Bestandteile des Gebräus liefern wieder andere, und so wie das Gesetz über die Fruchtabtreibung viele Aerzte nicht hindert, diese Handlung an Frauen — natürlich immer unter streng wissenschaftlicher Begründung —, manchmal auch aus sozialem Mitgefühl, nicht nur um des Geldlohns willen — vorzunehmen, so gibt es auch in Amerika genug Aerzte, die jederzeit bereit sind, den alkoholllüsternen Kunden die Alkoholschätze der Apotheke zu öffnen. Das Alkoholtrinken ist erschwert, aber nicht unmöglich gemacht. Anders der Aufgeklärte. Er hat

sittliche Hemmungen, die im Laufe von Generationen durch unermüdliche Erziehung und durch gutes Beispiel so verstärkt werden können, daß wir mit ihm als dem eigentlichen Besieger der Uebel werden rechnen können. Freilich ein Tor, der vermeint, daß der ausgewachsene Mensch etwa dadurch, daß man ihn in Ausstellungen, Irren- oder Krankenhäuser führt und ihm dort die abschreckenden Folgen vor Augen führt, morgen vielleicht schon das Trinken lassen werde oder daß er, wenn er etwa Tuberkulotiker ist, die sittliche Kraft gewönne, sich selbst zu befehlen, wenn die Samentierchen in ihm zum Fortzeugungsakt drängen. Anders die Jugend. Wenn wir nur rechtzeitig das Erziehungswerk beginnen, so können wir vieler Erfolge schon in der Geschlechtsfolge sicher sein, bei der wir mit unserer Arbeit einsetzen. Ein Beispiel nur: Im Schloß Schönbrunn in Wien unterhielt der „Arbeiterverein Kinderfreunde", der die Kinder streng alkoholfrei aufzieht, ein Kinderheim. Mit diesen Kindern wurde ganz offen über die Gefahr des Alkohols gesprochen und ihnen Abscheu vor Rauschgetränken eingeflößt. Die Wirkung zeigte sich bald. Kaum ein Jahr nach Eröffnung des Heimes bat auf der Stiege eine Angestellte der Schloßverwaltung, die mit dem Heim nichts zu tun hat, ein 13jähriges Mädel, das im Heim lebte, das Kind möge ihm ein Viertel Wein holen. Die Antwort des Kindes, das auch gelernt hat, gegen Erwachsene jederzeit gefällig und hilfsbereit zu sein, lautete: „Wissen Sie denn nicht, daß Alkohol Gift ist? Und Wein ist Alkohol. Von mir können Sie alles haben, aber daß ich Ihnen Gift hole, das können Sie nicht begehren." Sprachs und ließ die verdutzte Alkoholfreundin stehen. Von diesem Kinde, das so wie die meisten Kinder dieser Gemeinschaft aus einer Arbeiterfamilie kam, wo es mit der Abstinenz sehr selten streng genommen wird, ist zu erwarten, daß es den Abscheu gegen den Alkohol als dauerndes Gut hinaus ins Leben nehmen wird und daß es sich, geschlechtsreif geworden, ebenso von dem Manne abwenden wird, dem, wenn er sich ihr liebend nahen

wollte, der Alkohol„duft" entströmt. Dieses Mädchen wird durch ihre Mitschuld nie Mutter eines Idioten werden, den die Eltern im Rausch gezeugt haben.

Aus dem Gesagten können wir ohne Zwang den Schluß ziehen, daß die Familie allein zu schwach ist, die Aufzucht der Nachkommenschaft vorzubereiten. Wir ersehen daraus aber auch, daß sich die menschliche Gesellschaft diese Aufgaben bisher noch gar nicht gestellt hat. Sie läßt die Dinge laufen wie sie wollen, und baut, einer schrecklichen Not gehorchend, immer Spitäler und Tuberkulösenheime und immer wieder neue Irrenhäuser und neue Kerker. An eine bewußte Vorbeugung gegen die Erzeugung und Erziehung neuer Alkoholiker, Syphilitiker und Tuberkulotiker denkt sie noch nicht. Wie sie anarchisch in der Warenerzeugung und -verteilung ist, so ist die kapitalistische Wirtschaftsordnung auch anarchisch bei der Menschenaufzucht und wenn es gilt, das Menschengeschlecht bewußt höher zu führen. Wie neben einem vollen Kleiderladen die Menschen nackend gehen, neben vollen Lebensmittelmagazinen die Menschen verhungern können, wie neben der Masse der Verhungernden einzelne sich überfüttern können, so daß sie im Gegensatz zur Masse, die Mastkuren nötig hätte, Entfettungskuren machen müssen, genau so hier. Einzelne durch Bildung oder ererbte Gesittung höher Gestiegene können für ihre Nachkommenschaft nach einer höheren Stufe der Gesittung streben, mit bescheidener Aussicht auf Erfolg können andere sich die Mithilfe sogar erkaufen durch Anstellung von Bonnen, Erziehern, Hofmeistern, Reisebegleitern für ihre Nachkommen, aber der Masse bleibt dieser Aufstieg versagt, wenn sie sich ihn nicht selbst erkämpft, und auch die wenigen, die unter bevorzugten Bedingungen den Weg zur Höhe gehen oder durch den Willen ihrer Erzeuger auf ihn geführt werden sollen, sind nicht davor gefeit, daß auch ihnen das Schicksal der Masse blühe. Um nur einige „berühmte" Beispiele in dieser Richtung heranzuziehen, so sei daran erinnert, daß der Sohn des vorletzten öster-

reichischen Kaisers, Kronprinz Rudolf, als 30jähriger sein Leben bei einem Alkoholexzeß einbüßte, daß der Vater des letzten österreichischen Kaisers, zu seinen Lebzeiten zweiter Thronanwärter, an Syphilis zugrunde ging, daß das Herz des letzten österreichischen Kaisers durch gewohnheitsmäßigen schweren Alkoholgenuß so geschwächt war, daß es der Ueberlastung bei der Lungenentzündung erlag, obgleich sein Träger noch so jung war, und endlich, daß sein Onkel, der vor ihm Thronanwärter war, Tuberkulotiker war. An den letzten drei österreichischen Kronprinzen und dem Prinzenvater Otto läßt sich schlagend beweisen, wie die soviel gepriesene „geheiligte" Ordnung des Kapitalismus außerstande war, sie vor dem Alkoholismus, vor der Syphilis und vor der Tuberkulose zu schützen. Wenn der kapitalistischen Wirtschaftsordnung solches Mißgeschick begegnet und sie außerstande ist, es abzuwenden — bei den Vieren ist gewiß alles versucht worden, sie vor den Uebeln zu behüten — so ist der Schluß erlaubt, daß es ihr noch viel weniger gelingen wird, die Masse vor diesen drei Seuchen zu erretten. Blind führt die kapitalistische Wirtschaftsordnung die Menschheit ins Verderben. Die Zahl der Alkoholiker, der Syphilitiker und der Tuberkulotiker ist im Steigen. Glaubt die öffentliche Gesundheitspflege einen Rückgang feststellen zu können, dann ist der Kapitalismus rasch mit der Katastrophe zur Stelle, die das abermalige Aufblühen der drei Volksseuchen verbürgt. Wie entsetzlich hat der Weltkrieg gerade diese Seuchen gefördert! Mit Pest und Cholera, Fleckfieber, Ruhr, Typhus und Blattern sind die Aerzte leichter fertig geworden als mit diesen alten Seuchen, die in ihren Nachwirkungen noch Jahrzehnte zerstörend wirken werden. Der alte Fluch muß sich von neuem erfüllen an den Kindern und Kindeskindern. Erst die sozialistische Wirtschaftsordnung wird die Masse bewußt auch von diesen Uebeln befreien: durch Aufklärung des lebenden Geschlechts, durch Vorbeugung für die künftigen Geschlechter, durch Erziehung. Das kann aber nicht gedacht sein als ein Reformwerk innerhalb

der kapitalistischen Ordnung. Sie erzeugt Tag um Tag von neuem die Bedingungen zur Ausbreitung dieser Seuchen — ihr durch Reform beikommen zu wollen, hieße Sisyphusarbeit leisten. Der kapitalistischen Unordnung ist der Wucher heilig, der Wucher mit Korn, mit Brot, mit der Wohnluft, mit allem, dessen die Menschen bedürfen. Ist es einträglicher, das Korn in Branntwein umzuwandeln als in Brot, so wird es geschehen — ohne Rücksicht darauf, ob der Masse statt Nahrung Gift geboten wird, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch neue Scharen dem Alkoholismus und der Verelendung zugeführt werden. Die Verelendung führt dazu, daß sich die Menschen immer weniger Wohnluft kaufen können, immer mehr Menschen kriechen in einem Zimmer zusammen. Nicht immer Verwandte. Oft auch wohnen ganz fremde Menschen beisammen, inmitten der Familie auch Schlafburschen und Schlafmädchen. Die Enge des Beisammenwohnens ist eine fürchterliche Gelegenheitsmacherin. Sie fördert mächtig die Syphilis. In der Wiener Syphilisenquete („Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", Band IX, S. 314 ff.) im Jahre 1908 konnte ich, als Experte einvernommen, gerade dazu einiges über Wien berichten.

„Aus der Quelle der hohen Mieten und der Not an Wohnungen entspringt das Bettgeher- und Aftermieterwesen, das zur weiteren Folge wieder das enge Beisammensein der Menschen hat, und man glaubt gar nicht, eine wie große Masse hier in Gefahr kommt, in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Die Masse zerfällt in zwei Gruppen, in die Gruppe der Wohnungsinhaber und ihrer Familie und in die Gruppe der Bettgeher (Schlafburschen) und Aftermieter. Sehen wir uns nun die Zahlen der Volkszählung vom Jahre 1900 an. Es wurde die in Wohnungen anwesende Bevölkerung aufgenommen. Diese ergab die Gesamtzahl von 1 363 000 Wienern gegenüber einer tatsächlichen Bevölkerungszahl von 1 674 000 Seelen. Von der Bevölkerung von 1 363 000 wohnten — ich will da drei Gruppen unterscheiden — in

einem Raum zwischen 8—11 Personen, also sehr beengt 14 589 Wiener, in einem Raum 4—5 Personen, also beengt 266 454 Wiener und in einem Raum 2—3 Personen, also minder beengt, aber noch schlecht 310 884 Wiener, das macht zusammen 591 927 Wiener. Man muß auch die letzte Gruppe zu den schlechten rechnen, weil unter einem Raum immer auch die Küche mit verstanden ist und die Küche gemeiniglich nicht als Wohnraum gilt. Wenn man sich die Zahl von 591 927 Wienern auf die tatsächliche Zahl der damals ortsanwesenden Bevölkerung von 1 674 000 umrechnet, so erhält man, wenn man dasselbe Verhältnis beibehält, 654 000 Wiener, die unter solchen Verhältnissen sehr beengt, beengt und minder beengt, aber noch schlecht gewohnt haben. Betrachten wir nun, wer mit diesen Personen mit gewohnt hat. Da finden wir wieder nach derselben Quelle: Aftermieter 86 708, Familienmitglieder von Aftermietern 17 755, Bettgeher 66 246, landwirtschaftliches Gesinde 492 und gewerbliches Gesinde 57 682. Alle diese Menschen verteilen sich auf 162 000 Wohnungen, d. i. mehr als ein Drittel aller Wohnungen. Ende 1907 hatte Wien zwei Millionen Einwohner. Nimmt man dasselbe Verhältnis zur Grundlage, so ergibt sich, daß Anfang 1908 in Wien sehr beengt, beengt und minder beengt, aber noch schlecht wohnten 868 400 Wiener, unter ihnen außer dem Familienverbande 274 300, Bettgeher und gewerbliche Arbeiter 147 580. Das macht zusammen 868 400 oder 43,4 Proz. der Gesamtbevölkerung.

Wir müssen uns jetzt fragen, welcher Art die Gefahr ist. Gehen wir von den Zahlen ins praktische Leben. Folgen Sie mir in ein Haus in der Klosterneuburger Straße, in das ich einmal im Jahre 1900 ganz unangemeldet hineingegangen und, ohne daß ich mich irgendwie mit jemandem verständigt hätte, einfach wahllos in jedem Stockwerk auf eine Tür zugegangen bin. Ich habe die vier folgenden Beispiele gefunden, die, weil ich wahllos gegangen bin, als typisch für dieses Haus und wahr-

scheinlich auch für die ganze Nachbarschaft gelten können. In der ersten Wohnung, die aus Zimmer und Küche bestand, fand ich: den Wohnungsinhaber, einen Maurer samt Frau, Säugling und zwei Kindern. Diese Familie schlief in zwei Betten. Auf einem Divan schlief ein Bettgeher, in einem Bett zwei Männer und in einem Bett eine junge Bauarbeiterin. Der Wohnungsinhaber zahlte 25 Kronen Monatsmiete, die Bettgeher zusammen 27 Kronen 50 Heller, so daß die Frau für die Wohnung nichts zu zahlen hatte und noch einen Beitrag für das Wäschegeld erhielt.

Die zweite Wohnung bestand aus Zimmer, Küche und Kabinett. Sie war an zwei Familien vermietet. Die erste Familie hatte Zimmer und Küche inne. Der Wohnungsinhaber war ein Taglöhner mit Frau und einem siebenjährigen Kind. Außerdem befanden sich noch zwei Aftermieter mit eigenen Möbeln in diesem Zimmer. Dies ist auch eine besondere Wiener Erscheinung, die sonst nicht zu finden ist. Die beiden Aftermieter waren: eine 75jährige Kräutlerin, die ein Bett und einen Schubladekasten mitgebracht hatte und eine Krone 20 Heller wöchentlich bezahlte und eine Strohwitwe mit einem sechsjährigen Mädel — ihr Mann war in Amerika — die auch in einem mitgebrachten Bett schlief, ebenfalls einen Schubladekasten besaß und 2 Kronen wöchentlich bezahlte. In dem vom Hausbesitzer selbständig vermieteten Kabinett — es ist das eine Erscheinung, die in Wien überall dort zu beobachten ist, wo man die sogenannten Trockenwohner findet — wohnte eine Witwe nach einem Spediteurkutscher und bezahlte hierfür 10 Kronen Monatsmiete und 40 Heller Reinigungsgeld. Sie hatte vier Kinder: ein siebzehnjähriges Mädchen im Dienst, einen fünfzehnjährigen Buben in der Lehre, einen dreizehnjährigen Buben, der bei ihr schläft, und einen zehnjährigen Buben, der vom Findelhaus aus noch in der Kost ist.

Die dritte Wohnung bestand aus Zimmer und Küche. Der Wohnungsinhaber war ein alter Flickschuster mit

Frau. In einem Bett schlief ein Aftermieter, ein Ehemann, der von seiner Frau, die früher zum Haushalte am meisten beigetragen hatte, verlassen worden war. Im zweiten Bett schlief eine Frau, die halb Strohwitwe, halb arbeitsloses Dienstmädchen war. Ihr Zukünftiger nahm das dritte Bett ein. Er war ein Telegraphenarbeiter, der eben auswärts auf Arbeit war. Auf der Strecke bekam er 4 Kronen, in Wien 3 Kronen Taglohn. In der Küche schlief eine Bauarbeiterin mit einem zehnjährigen Buben, beide in einem Bett, und da ich um 7 Uhr abends zum zweitenmal kam, fand ich den Buben halb liegend, halb sitzend auf, wie er gerade seine Schularbeiten schrieb.

In der vierten Wohnung habe ich endlich keine Bettgeher angetroffen, aber drei Generationen einer Familie: Den Wohnungsinhaber, einen alten Straßenkehrer samt Frau; als Mitbewohner mit vier Betten: zwei erwachsene Söhne (Hilfsarbeiter), eine zwölfjährige Tochter, eine verheiratete Tochter mit zwei Kindern (7 Jahre, 6 Monate). In der Küche schlief der Schwiegersohn, der als Taglöhner 16 Kronen wöchentlich verdiente.

Wenn wir diese vier Wohnungen als Typen nehmen, müssen wir uns vor allem um das Schicksal der paar Frauen, die mitten unter den Männern eingestreut in fremden Wohnungen schliefen, bekümmern. Welchen Gefahren sind die Bauarbeiterin, das arbeitslose Dienstmädchen und die Strohwitwe ausgesetzt, die mit fremden Männern wohnen müssen? So müssen wir uns zunächst fragen und dann: wie werden die Kinder durch das Geschehen um sie herum geeignet gemacht, frühreif und unverständig den Gefahren solchen Frühlingserwachens zu begegnen? Um nicht mißverstanden zu werden, will ich sagen, daß die Frage der Geschlechtskrankheiten, ihrer Ursachen und Verbreitung mit der sogenannten Sittlichkeit oder Unsittlichkeit nichts zu tun hat. Die Gefahren entspringen nicht aus der moralischen Beschaffenheit — und alle Heuchelei erhöht die Gefahr —, sondern aus der Art, wie die Menschen auf diese natürliche Funktion

vorbereitet werden und aus den Formen, in denen sie diese natürliche Funktion zu erfüllen gezwungen sind.

Fragen wir uns nach den Wirklichkeiten solchen Zusammenwohnens: Es leidet erstens, da es sich um verstohlene Freuden handelt, die Reinlichkeit. Derselbe Mensch, der den Rat des Arztes, sich vor und nach dem Geschlechtsakt gründlich zu reinigen, dann befolgt, wenn er zu einer Prostituierten geht, scheut sich, es zu tun, wenn ihm im engen Zusammenwohnen eine Gelegenheit wird. Er würde durch die Erfüllung des Gebotes der Reinlichkeit an sich und an dem anderen Teil zum Verräter. Er begnügt sich also mit einer primitiven Trocknung statt mit einer Reinigung und auch der andere Teil verschmäht die von der Prostituierten angewendete Ausspülung oder die Waschung.

Noch eine Seite hat dieses enge Beisammenwohnen: Ein Erkrankter kann sich wohl Zügel anlegen und Prostituierte meiden, aber erfordert es nicht übermenschliche Kraft, wenn er die Gelegenheit, die neben ihm schlummert, ungenutzt lassen soll?

Ein anderes Haus befindet sich in Alt-Erdberg. Es hat 48 Wohnungen. Ich will nur eine vorführen, die charakteristisch ist. Sie besteht aus Zimmer und Küche. Das Zimmer ist 5,1 Meter lang, 2,95 Meter breit, 2,9 Meter hoch und hat einen Kubikinhalt von 43,63 Meter. Tagsüber ist es bevölkert von dem Wohnungsinhaber, seiner Frau und neun Kindern, und zwar fünf Mädchen im Alter von 5, 7, 9, 13, 14 Jahren und vier Söhnen im Alter von 17, 19, 22 und 24 Jahren. Die Küche, die zu diesem Zimmer gehört, ist 5,1 Meter lang, 2,9 Meter hoch und 1,18 Meter breit, was zur Folge hat, daß dort kein Bett aufgestellt werden kann. Im Zimmer stehen zwei Betten. Im ersten schläft der Vater mit dem 24jährigen Sohn, der eben vom Militär zurückgekehrt und arbeitslos ist, im zweiten Bett die Mutter mit dem fünf- und siebenjährigen Kinde. Außerdem schlafen in dem Zimmer der 22jährige Sohn und die vierzehnjährige Tochter. Für diese beiden ist folgende

Liegestätte bereitet: Ueber zwei Koffer sind zwei Bügelladen gelegt, darauf ein Strohsack. Die neun- und dreizehnjährige schlafen auf der Erde, ebenso wie die anderen Söhne, der 22jährige, ein Gaswärter, der neunzehnjährige, ein Friedhofsarbeiter, von denen der eine 6 Kronen, der andere 4 Kronen wöchentlich beiträgt. Der dritte Sohn, der siebzehn Jahre ist, hat als Ziegeldeckerlehrling überhaupt noch keine Einnahme. Im Hofe sind vier Aborte, die zur gemeinsamen Benutzung für 48 Parteien dienen. Diese Beispiele, die sich aus allen Wiener Proletarierbezirken beliebig vermehren ließen, berechtigen zu dem Satze: die enge Wohnung ist die gefährlichste Gelegenheitsmacherin und sie verhindert die Reinlichkeit.

Noch schlimmer als die jetzt gesehenen Wohnungen sind die Massenquartiere und namentlich die jüdischen Massenquartiere in der Leopoldstadt. Dort bezahlt man 20 Kreuzer für die Nacht. Das Bett ist äußerst unrein. Das Zusammenschlafen Fremder, auch beider Geschlechter, ist keine Seltenheit. Zu diesen Massenquartieren gesellen sich noch die sogenannten Arbeiterhotels. Hier ist die Sache schon etwas ernster zu nehmen. Die Bettwäsche wird da alle 3 bis 4 Wochen gewechselt. Diese Arbeiterhotels sind die Quartiere der Arbeiter auf der untersten Stufe, Taglöhner, Lagerhausarbeiter der Stadt Wien mit 1 Gulden 10 Kreuzer Tagelohn, daneben sind sie auch die Quartiere der Strizzis, d. i. der Beschützer der unkontrollierten Dirnen, die ihrem Gewerbe nicht selten im Freien nachgehen und wegen ihrer Freiheit vor der Reglementierung „Franke" oder „Franke Baner" heißen. Namentlich die Leopoldstädter Massenquartiere beherbergen jene Zuhälter, die ihre Dirnen in den Prater führen, die sich dort herumtreiben und sich der ärztlichen Untersuchung entziehen. Diese Mädchen übertragen als Liebhaberinnen der Strizzis auch oft schwere Krankheiten in diese Arbeiterhotels.

Nun fragt es sich, was dagegen zu tun wäre: Zuerst,

wie befreien wir die 868 400 Wiener von den 147 000 Bettgehern? Die Antwort ist naheliegend: bieten wir den 147 000 bessere Unterkünfte, Männerheime. Ich habe im Männerheim eine Umfrage bei den dortigen Bettgehern gehalten und habe dabei den Eindruck bekommen, daß sie nicht gerne ins Männerheim gehen, weil sie sich dort um die sexuelle Draufgabe betrogen sehen. Das ist eine selbstverständliche Sache, wenn man sich vor Augen hält, wie gering der Lohn ist. Ich bin dafür, daß man die Bettgeher und gewerblichen Gehilfen zum Männerheim erziehen soll. Unser jetziges Männerheim ist gewiß sehr schön, aber es steht noch nicht auf der Höhe der Zeit und auf der Höhe der Londoner Männerheime, der Rowton houses. Was nötig ist beim Männerheim, ist Billigkeit, größeres Behagen, Ausstattung, Ungeniertheit, Freiheit Schreib-, Spiel- und Lesesäle. Die Wohnung muß dem Arbeiter das Kaffeehaus ersparen und muß ihm wie ein Klubheim sein. Dann erst hat man ihm annähernd eine Leistung geboten, daß er dort auf die sexuelle Draufgabe verzichten muß. Vielleicht werden dann die Klügeren in Männerheime gehen und sehen, daß ihre Rechnung eine bessere ist. Aber wie wollen Sie die 147 000 Bettgeher unterbringen? Wir haben heute nur ein Männerheim. Für 147 000 brauchten wir aber 273 Männerheime. Dann blieben nur 160 Menschen übrig, die nicht versorgt wären (Heiterkeit). 273 Männerheime und Frauenheime, nicht reicher gebaut als das heutige einzige kosten 27 mal $^1/_2$ Million gleich 136½ Millionen. Ich fürchte, die Heime werden nicht gebaut werden (Heiterkeit), obwohl es, wie die Erfahrung lehrt, gar keine schlechte Kapitalsanlage ist, Männerheime zu bauen."

Der Wucher mit dem Brot und mit der Wohnluft fördert aber auch mächtig die Tuberkulose und auch eine von Sozialdemokraten geführte Stadtverwaltung wäre außerstande, hier Wandel zu schaffen, solange die kapitalistische Mißordnung mit ihren inneren Gesetzen wirksam ist, die sich mit Naturgewalt vollziehen. Auch

hierfür zwei Beispiele aus der Zeit der sozialdemokratischen Wiener Stadtverwaltung nach dem Umsturz. Nie war in Wien eine größere Not an geeigneten Wohnungen als in den Jahren 1919 und 1920 nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges, und doch konnte die Stadtverwaltung nur wenig zur Behebung der Wohnungsnot tun, obgleich sie Riesenleistungen vollbracht hat. Der siegreiche Imperialismus der Westmächte, der die österreichischen Nachfolgestaaten, die Tschechoslowakei und Jugoslavien unter seinen besonderen Schutz nahm, lieferte der Stadt Wien so wenig Kohle an, daß ein guter Teil des Wienerwaldes daran glauben mußte, daß das Ende seiner Tage gekommen war; daß die Menschen dennoch froren und vielfach nicht das Essen kochen konnten; daß die Fabriken stillstanden, weil sie nicht Kohle hatten; daß die Wiener Stadtbahn Jahre hindurch außer Betrieb war; daß auch die elektrische Straßenbahn außerordentlich eingeschränkt werden mußte und manchmal ganz still stand; daß die öffentliche Beleuchtung und die Abgabe von Leuchtgas für Industrie und Kochzwecke im Haushalt, ja sogar zum Gebrauche der Chirurgen in den Spitälern auf bestimmte Mengen beschränkt werden mußte — wie hätte man da Kohle zum Ziegelbrennen gewinnen können? Dennoch mußten Häuser gebaut werden. Es gelang für vierhundert Familien vorzusorgen mit einem Aufwand von 200 Millionen Kronen. Als die Häuser fertig waren, stellte sich heraus, daß aber noch immer 19 000 Begehren nach Wohnungen ihrer Erfüllung harrten. Wäre Wien in diesen Jahren imstande gewesen, auch nur die Hauptursache zu beseitigen: das Vorenthalten von Kohle und Rohstoffen durch die kapitalistischen Westmächte? Zwei Jahre später konnte es allerdings dank außerordentlich glücklicher Finanzpolitik auch diese Schwierigkeiten zum größten Teil besiegen. In denselben Tagen von 1920 tat ein Amerikaner, der einige Freunde in dem teuersten Schieberhotel Wiens zu Mittag bewirtet hatte, den Ausspruch, daß er sofort nach Wien gehen würde, wenn er eine Mastkur durchmachen müßte. Das

war in denselben Tagen, da ein Arbeiter, der 1000 Kronen Wochenlohn hatte, einem englischen Besuch vorrechnete, daß er seiner Familie mit diesem Lohn höchstens einmal in der Woche Pferdefleisch bieten könne („Arbeiter-Zeitung", 5. September 1920). Als man den Amerikaner näher fragte, sagte er, er habe für die aus vier Gängen bestehende Mahlzeit für sich und seine drei Freunde 2 Dollar 90 Cents bezahlt, ein Preis, für den er in New York kaum als einzelner essen könnte. Der Dollar „notierte" an diesem Tage 345 Kronen (fünf Wochen später notierte er 516 Kronen, im Spätherbst 1921 6000 Kronen, im Mai 1922 10 000 Kronen, im August 1922 55 000 Kronen, im Januar 1923 70 000 Kronen). Der Amerikaner hatte also damals für vier Mittagessen den Betrag von 1000 Kronen 50 Hellern bezahlt, oder soviel wie der Favoritner Arbeiter für seine neunköpfige Familie in einer Woche zu verzehren hatte, also nach wienerischem Vorkriegsbrauch für 126 Hauptmahlzeiten (mittags und abends) und für 189 Nebenmahlzeiten (erstes und zweites Frühstück und Nachmittagsjause). Hat etwa die sozialdemokratische Stadtverwaltung diesen Wahnsinn geschaffen, daß dem einen Wien als der Ort erscheint, wo Mastkuren am billigsten sind, während der andere, der typische Vertreter der arbeitenden Klasse, in demselben Wien zum Verhungern verurteilt ist, weil Lohn und Lebensmittelpreise zueinander in keinem möglichen Verhältnis stehen? Nein, dieser Wahnsinn ist der kapitalistischen Mißordnung zuzuschreiben. So wenig die sozialdemokratische Stadtverwaltung ihm durch „Reform" beikommen konnte oder irgendwann können wird, so wenig wäre es dem Sozialismus gelungen, durch „Reformen" zu beseitigen, was der Kapitalismus täglich von neuem hervorbringt.

Wollen wir also die Aufzucht der Nachkommenschaft bewußt vorbereiten, so müssen wir vorerst dem Sozialismus zum Siege verhelfen. Erst der Sozialismus schaltet durch die Ueberleitung des Grunds und Bodens und der Produktionsmittel in den Besitz der Allgemeinheit den

Egoismus aus. Erst der sozialistisch aufgebauten Wirtschaftsordnung kann es begehrenswert erscheinen, die Kräfte der Gesamtheit bewußt auf den Aufbau und die Höherführung der Menschheit hinzuleiten, anstatt sie immer dafür in Anspruch zu nehmen, Wunden zu heilen, die dem Gesellschaftskörper durch die Unordnung seiner Wirtschaft geschlagen wurden. Ein sozialistischer Staat wird überhaupt nicht Branntwein erzeugen, er wird nicht die ungleiche Verteilung der Wohnluft dulden, dem einen Fürsten Schwarzenberg einige Dutzend Paläste und Schlösser zu geben mit tausenden Zimmern und daneben eine achtköpfige Proletarierfamilie in einen Raum zu pferchen und dazu noch Bettgeher. Er wird nicht dem einen alle Schätze der Bildung eröffnen und die breite Masse davon ausschließen und sie zwingen, daß sie sich durch das Dunkel ihres Lebens mehr taste, als daß sie den Weg sehend, also bewußt, zurücklege.

So kommen wir schon bei der ersten Untersuchung einer Einzelheit dazu, daß nicht die Familie, und sei sie von noch so hoher Gesittung, imstande ist, die Zukunft zu bereiten, daß diese Riesenaufgabe nicht einmal von den gegenwärtig wirkenden Kräften geleistet werden kann, daß erst der Sozialismus die Aufzucht unserer Nachkommenschaft fürs erste bewußt vorbereiten und fürs andere dann auch durchführen wird. Wieviel der heutigen Trägerin dieser Arbeit, der Familie, dazu noch fehlt, das werden auch die künftigen Kapitel lehren, und auch von neuem, wie notwendig es sein wird, in der Uebergangszeit durch Mutterschulen, oder noch wirksamer, durch das soziale Dienstjahr oder auch durch beide die sozialen Menschen heranzubilden, ohne die die sozialistische Wirtschaftsordnung nicht aufzubauen ist. Der soziale Mensch ist ihre Voraussetzung. Es muß nicht jeder soziale Mensch Sozialist werden, aber keiner kann Sozialist sein ohne soziales Menschentum. In unserer Jugend schlummern die Hoffnungen unserer Zukunft.